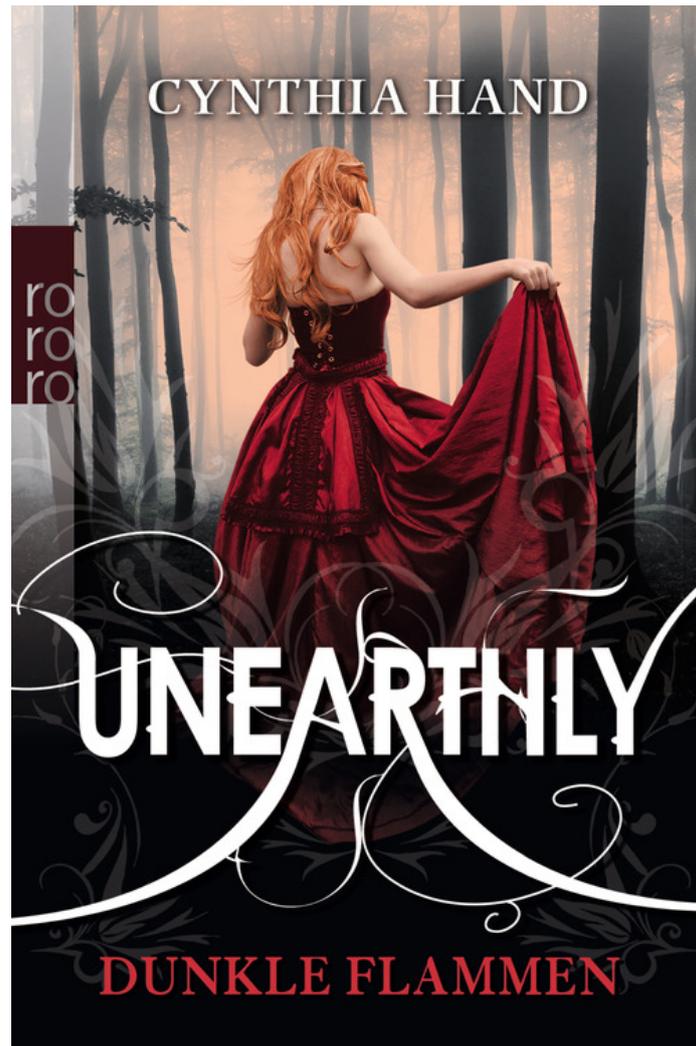


Leseprobe aus:

Cynthia Hand
Unearthly. Dunkle Flammen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg



Cynthia Hand unterrichtet Kreatives Schreiben an der Pepperdine University in Los Angeles. Sie lebt mit Mann und Sohn in Südkalifornien. *Unearthly – Dunkle Flammen* ist der Auftakt einer großen Trilogie um Clara, die so gern ein normales Highschool-Girl sein möchte.

Besuchen Sie die Autorin online unter:
www.cynthiahand.blogspot.com

«Bezaubernd!» *Publishers Weekly*

«Göttlich!» *Kirkus Reviews*

«Hinreißend!» *Bestsellerautorin Richelle Mead*

Cynthia Hand

The title 'UNEARTHLY' is rendered in a bold, sans-serif font. It is surrounded by intricate, dark grey decorative flourishes that resemble calligraphic scrolls and ribbons, creating a gothic or dark aesthetic. The flourishes are most prominent around the letters 'U' and 'Y', which are particularly large and stylized.

DUNKLE FLAMMEN

Roman

Aus dem Englischen von Isabell Lorenz

Rowohlt Taschenbuch Verlag

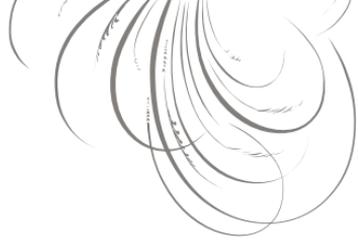
Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel «Unearthly» bei HarperTeen /
HarperCollins Publishers, New York.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2012
Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Unearthly» Copyright © 2011 by Cynthia Hand
Redaktion Anja Rüdiger
Umschlaggestaltung yellowfarm gmbh,
Stefanie Freischem,
nach dem Original von HarperCollins Publishers, 2011
(Foto: Jessica Truscott; shutterstock.com)
Satz aus der DTL Documenta (InDesign)
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25698 1



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

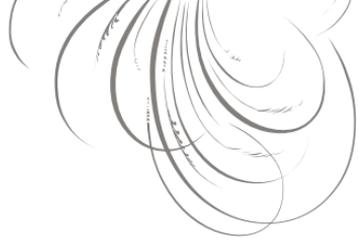
*F*ür John



Prolog

Am Anfang ist da ein Junge, der unter den Bäumen steht. Er ist etwa in meinem Alter, in dieser Phase zwischen Kind und Mann; älter als siebzehn ist er bestimmt nicht. Ich bin mir nicht sicher, woher ich das weiß. Ich sehe nur seinen Hinterkopf, sein dunkles Haar, das sich feucht im Nacken kräuselt. Ich spüre, wie die trockene Sonnenhitze allem das Leben entzieht. Der östliche Himmel ist in ein seltsames orangefarbenes Licht getaucht, und in der Luft liegt der schwere Geruch von Rauch. Einen Moment lang bin ich erfüllt von solch erdrückendem Leid, dass ich kaum atmen kann. Ich weiß nicht, wieso. Ich mache einen Schritt auf den Jungen zu, öffne den Mund und will seinen Namen rufen, doch ich weiß nicht, wie er heißt. Der Boden knirscht unter meinen Füßen. Der Junge hört mich. Gerade will er sich umdrehen. Noch eine Sekunde, und ich werde sein Gesicht sehen.

Da verlässt mich die Vision. Ich blinzele, und sie ist verschwunden.



Die Aufgabe

Beim ersten Mal, am 6. November, um ganz genau zu sein, wache ich um zwei Uhr morgens auf, und in meinem Kopf ist ein Summen wie von winzigen Glühwürmchen, die hinter meinen Augenlidern tanzen. Es riecht nach Rauch. Ich stehe auf und gehe von Zimmer zu Zimmer, um mich davon zu überzeugen, dass es nirgendwo im Haus brennt. Es ist alles in Ordnung, alle schlafen, alles ist ruhig. Es ist ohnehin eher ein Geruch wie von einem Lagerfeuer, beißend und holzig. Ich schreibe es der üblichen Seltsamkeit zu, die mein Leben beherrscht. Obwohl ich es versuche, kann ich nicht wieder einschlafen. Also gehe ich nach unten. Ich trinke an der Spüle ein Glas Wasser, als ich mich plötzlich, ohne jede Vorwarnung, mitten in dem brennenden Wald befinde. Wie ein Traum ist es nicht. Es fühlt sich an, als sei ich *tatsächlich* dort. Ich bleibe nicht lange, allenfalls dreißig Sekunden, und dann bin ich wieder in der Küche und stehe in einer Wasserlache, denn das Glas ist mir aus der Hand gerutscht.

Sofort laufe ich nach oben und wecke meine Mutter. Ich sitze am Fußende ihres Bettes und versuche, nicht zu hyperventilieren, als ich ihr noch das kleinste Detail der Vision schildere, an das ich mich erinnern kann. Viel ist es allerdings nicht, nur das Feuer, der Junge.

«Zu viel auf einmal wäre erdrückend», sagt sie. «Deshalb wird es so zu dir kommen, schrittweise.»

«War es auch so, als du deine Aufgabe erhalten hast?»

«So ist es bei den meisten von uns», antwortet sie und weicht meiner Frage geschickt aus.

Von ihrer Aufgabe will sie mir nicht erzählen. Das Thema ist tabu. Das ärgert mich, denn wir verstehen uns gut, haben uns immer gut verstanden, und trotzdem weigert sie sich, diesen wichtigen Bereich ihres Lebens mit mir zu teilen.

«Erzähl mir von den Bäumen in deiner Vision», verlangt sie. «Wie sahen sie aus?»

«Es waren Kiefern, glaube ich. Nadelbäume, keine Laubbäume.»

Nachdenklich nickt sie, als sei das ein wichtiger Hinweis. Dabei sind mir die Bäume egal. Ich denke an den Jungen.

«Ich wünschte, ich könnte sein Gesicht sehen.»

«Das wirst du schon noch.»

«Es könnte doch sein, dass ich ihn beschützen soll.»

Mir gefällt der Gedanke, dass ich seine Retterin bin. Jedes Engelblut hat eine ganz bestimmte Aufgabe – manche sind Boten, manche zum Zeugen berufen, andere sollen Tröster sein, wieder andere tun einfach Dinge, die andere Dinge geschehen lassen –, aber *Schutzengel* klingt so schön. Da fühlt man sich gleich besonders engelhaft.

«Ich kann einfach nicht glauben, dass du schon alt genug dafür bist, deine Aufgabe zu erhalten», sagt Mama seufzend. «Da komme ich mir auf einmal uralt vor.»

«Du *bist* alt.»

Dagegen kann sie nichts sagen, schließlich ist sie über hundert, auch wenn sie aussieht wie vierzig. Ich dagegen komme mir genau so vor, wie ich bin: eine unbedarfte (wenn auch nicht ganz

gewöhnliche) Sechzehnjährige, die jeden Morgen in die Schule muss. Im Augenblick spüre ich rein gar nichts von dem Engelblut in mir. Ich schaue auf meine wunderschöne, vor Leben sprühende Mutter, und ich weiß, was auch immer ihre Aufgabe gewesen sein mag, sie ist diese sicher mit Mut, Humor und viel Talent angegangen.

«Glaubst du . . .», sage ich nach einer Weile, und es fällt mir schwer, die Frage auszusprechen, denn ich will ja nicht, dass sie mich für einen Feigling hält. «Glaubst du, es ist möglich, dass ich bei einem Feuer umkomme?»

«Clara!»

«Nein, ganz im Ernst.»

«Wieso sagst du so was?»

«Weil ich so traurig war, als ich da hinter ihm stand. Aber ich weiß nicht, wieso.»

Meine Mutter nimmt mich in die Arme und hält mich fest, ich kann ihren kräftigen regelmäßigen Herzschlag hören.

«Vielleicht bin ich ja so traurig, weil ich sterben werde», flüstere ich.

Der Druck ihrer Arme wird stärker.

«Das geschieht nur selten», sagt sie leise.

«Aber es geschieht.»

«Wir werden es gemeinsam herausfinden.» Sie drückt mich noch fester an sich und streicht mir das Haar aus dem Gesicht, wie sie es früher immer getan hat, als ich klein war und Albträume hatte. «Du solltest jetzt schlafen.»

So wach wie in diesem Moment bin ich in meinem ganzen Leben noch nicht gewesen, aber ich lege mich in ihr Bett und lasse zu, dass sie die Bettdecke über uns zieht. Sie legt einen Arm um mich. Sie ist warm, verströmt Hitze, als hätte sie in der Sonne gestanden – auch jetzt noch, mitten in der Nacht. Ich atme ihren

Duft ein: Rosenwasser und Vanille, eigentlich eher das Parfüm einer alten Dame. Das gibt mir jedes Mal ein Gefühl von Sicherheit.

Als ich die Augen schliesse, sehe ich immer noch den Jungen vor mir. Er steht da und wartet. Auf mich. Und das erscheint mir wichtiger als die Traurigkeit oder die Möglichkeit, bei einem Feuer einen grausamen Tod zu sterben. Er wartet auf mich.

Ich werde geweckt vom Geräusch des Regens und dem sanften grauen Licht, das durch die Jalousie sickert. Als ich runtergehe, sehe ich meine Mutter am Küchenherd stehen und Eier in eine Rührschüssel aufschlagen. Sie ist schon angezogen, fertig für die Arbeit wie an jedem Morgen, und ihr langes rostrotes Haar ist noch feucht vom Duschen. Sie summt vor sich hin. Sie scheint glücklich zu sein.

«Morgen», sage ich.

Sie dreht sich um, legt den Rührlöffel weg, kommt auf mich zu und umarmt mich. Sie lächelt voller Stolz, wie damals, als ich in der dritten Klasse den örtlichen Buchstabierwettbewerb gewonnen habe: stolz, aber auch so, als habe sie nichts anderes von mir erwartet.

«Wie fühlst du dich jetzt? Noch immer im Unklaren?»

«Ach, mir geht's gut.»

«Was ist denn los?», fragt mein Bruder Jeffrey von der Tür her.

Wir drehen uns um und sehen ihn an. Er lehnt am Türpfosten, noch ganz zerzaust vom Schlaf, riecht ein bisschen und ist so grantig wie immer. Ein Morgenmensch ist er noch nie gewesen. Er sieht uns an, und ein Anflug von Angst huscht über sein Gesicht, als wolle er sich gegen eine furchtbare Nachricht wappnen. So als wäre jemand gestorben, den wir kennen.

«Deine Schwester hat ihre Aufgabe erhalten.» Wieder lächelt Mama, nur diesmal nicht so triumphierend. Ein vorsichtiges Lächeln.

Er mustert mich von oben bis unten, als könnte er irgendwo an meinem Körper ein sichtbares Zeichen des Göttlichen finden. «Du hattest eine Vision?»

«Ja. Es war ein Waldbrand.» Ich mache die Augen zu und sehe alles noch einmal vor mir: den dicht mit Kiefern bestandenen Hang, den orangefarbenen Himmel, den vorbeiziehenden Rauch. «Und ein Junge.»

«Woher willst du wissen, dass es nicht bloß ein Traum war?»

«Ich habe doch gar nicht geschlafen.»

«Und was bedeutet das nun?», fragt er. Diese ganzen Engelsachen sind neu für ihn. Er ist noch in dem Alter, in dem das Übernatürliche irgendwie spannend und cool ist. Darum beneide ich ihn.

«Keine Ahnung», antworte ich. «Das muss ich noch herausfinden.»

Zwei Tage später wiederholt sich die Vision. Ich drehe gerade meine Runden auf der Außenbahn des Sportplatzes der Mountain View High School, und plötzlich überfällt es mich, einfach so. Die Welt, wie ich sie kenne – Kalifornien, Mountain View, der Sportplatz –, verschwindet urplötzlich. Ich bin wieder in dem Wald. Ich kann das Feuer buchstäblich schmecken. Diesmal sehe ich, wie die Flammen den Hügelkamm erklimmen.

Und dann renne ich beinahe eine aus der Cheerleader-Truppe über den Haufen.

«Pass doch auf, Trottelin!», sagt sie.

Ich stolpere zur Seite, damit sie vorbeikann. Keuchend atme ich ein und aus, lehne mich gegen die zusammengeklappte Zu-

schauertribüne und versuche, die Vision zurückzuholen. Aber das ist genauso unmöglich, wie in einen Traum zurückzukehren, wenn man erst einmal wach ist. Die Vision ist weg.

Mist. «Trottelin» hat mich bis jetzt noch niemand genannt. Soll wohl die weibliche Form von «Trottel» sein. Bescheuert.

«Nicht stehen bleiben!», ruft Mrs Schwartz, die Sportlehrerin. «Wir wollen möglichst genau wissen, wie schnell du die Meile läufst. Ja, du bist gemeint, Clara.»

In ihrem früheren Leben muss sie Ausbilderin bei der Armee gewesen sein.

«Wenn du es nicht in unter zehn Minuten schaffst, musst du nächste Woche noch mal laufen», brüllt sie.

Ich renne wieder los und versuche, mich aufs Laufen zu konzentrieren. Als ich die nächste Kurve nehme, behalte ich das rasche Tempo bei, um etwas von der Zeit gutzumachen, die ich verloren habe. Aber mit meinen Gedanken bin ich schnell wieder bei der Vision. Die Umrisse der Bäume. Der Waldboden unter meinen Füßen, übersät von Steinbrocken und Kiefernadeln. Der Junge, der mir den Rücken zugewandt hat und das Feuer betrachtet, das immer näher kommt. Und dann mein plötzlich so ungeheuer schnell schlagendes Herz.

«Letzte Runde, Clara», ruft Mrs Schwartz.

Ich lege an Tempo zu.

Wieso ist er da?, frage ich mich und halte die Augen offen, sehe aber immer noch sein Bild vor mir, wie eingebrennt auf meiner Netzhaut. Wird er überrascht sein, wenn er mich sieht? Allerlei Fragen rasen mir durch den Kopf, aber wirklich wichtig ist nur eine:

Wer ist er?

In dem Moment schieße ich in rasantem Endspurt an Mrs Schwartz vorbei.

«Prima, Clara!», ruft sie. Und dann, einen Moment später:
«Das kann doch nicht stimmen!»

Ich laufe aus und drehe um; ich will wissen, wie schnell ich war.

«Habe ich es nicht unter zehn Minuten geschafft?»

«Ich habe eine Zeit von fünf achtundvierzig gemessen.» Sie klingt schockiert und sieht aus, als hätte sie jetzt auch Visionen, nämlich von mir als Mitglied des Leichtathletikteams.

Hoppla. Ich habe nicht aufgepasst, habe mich nicht zurückgehalten. Ich werde einiges zu hören kriegen, wenn Mama das rausfindet.

Ich zucke mit den Schultern.

«Da stimmt irgendetwas mit der Stoppuhr nicht», erkläre ich und versuche, total cool zu wirken; ich hoffe, sie kauft es mir ab, auch wenn das heißt, dass ich die blöde Strecke nächste Woche noch mal laufen muss.

«Ja», sagt sie und nickt geistesabwesend. «Vielleicht hab ich sie beim Start nicht richtig eingestellt.»

Als Mama am Abend nach Hause kommt, findet sie mich auf dem Sofa vor dem Fernseher, in dem gerade die x-te Wiederholung von *Eine himmlische Familie* läuft.

«So schlimm?»

«Hilft immer, wenn gerade mal keine Folge von *Ein Hauch von Himmel* im Angebot ist», antworte ich sarkastisch.

Sie zieht eine Familienpackung Ben & Jerry's aus einer Papiertüte, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

«Du bist göttlich», sage ich.

«Nicht ganz.»

Sie hält ein Buch hoch: *Bäume in Nordamerika*.

«Aber vielleicht gibt es meinen Baum gar nicht in Nordamerika.»

«Wir schauen mal rein. Immerhin ein Anfang.»

Wir gehen mit dem Buch zum Küchentisch, beugen uns gemeinsam drüber und suchen nach genau der Art Kiefer aus meiner Vision. Eine Mutter, die ihrer Tochter bei den Hausaufgaben hilft, würde ein Außenstehender sagen; wie zwei Halbgel, die eine himmlische Mission erkunden, wirken wir sicher nicht.

«Das ist der Baum», sage ich schließlich, deute auf eine Abbildung in dem Buch und lehne mich ziemlich selbstzufrieden auf meinem Stuhl zurück. «Die Drehkiefer.»

«Gedrehte, gelbliche, paarweise angeordnete Nadeln», liest Mama aus dem Buch vor. «Brauner eiförmiger Zapfen?»

«Die Zapfen habe ich nun wirklich nicht so genau gesehen, Mama. Der Baum hat einfach die richtige Form; die Zweige haben erst auf halber Höhe am Stamm eingesetzt, so wie da auf dem Bild», antworte ich und genehmige mir einen Löffel Eis.

«Na schön.» Sie wendet sich wieder dem Buch zu. «Sieht so aus, als wachse die Drehkiefer ausschließlich in den Rocky Mountains und an der Nordwestküste Kanadas und der USA. Die amerikanischen Ureinwohner haben die Stämme gern als wichtigste Stütze für ihre Wigwams benutzt. Daher nennt man diesen Baum auch Wigwamstangenkiefer. Und ...», so fährt sie fort, «... es heißt hier, dass die Zapfen extreme Hitze – wie etwa von einem Waldbrand – brauchen, um aufzubrechen und ihre Samen freizugeben.»

«Das ist ja total lehrreich», maule ich. Dabei finde ich die Vorstellung von einem Baum, der auf verbranntem Boden gedeiht, ziemlich spannend. Sogar der Baum hat eine Art Bestimmung.

«Schön. Jetzt wissen wir also ungefähr, wo das Ganze passieren wird», sagt Mama. «Wir müssen es nur noch eingrenzen.»

«Und was dann?» Ich betrachte die Abbildung von der Kiefer,

und auf einmal sehe ich vor mir, wie die Zweige am Baum brennen.

«Dann ziehen wir um.»

«Wir ziehen um? Du meinst, weg aus Kalifornien?»

«Ja», antwortet sie. Offensichtlich ist es ihr ernst.

«Aber . . .», stottere ich. «Was ist denn mit der Schule? Und mit meinen Freunden? Was wird aus deinem Job?»

«Na ja, ich denke mal, du wirst auf eine neue Schule gehen und neue Freunde finden. Ich suche mir einen neuen Job, oder ich schau mal, ob ich meine Arbeit von zu Hause aus machen kann.»

«Was ist mit Jeffrey?»

Sie lacht leise und tätschelt mir die Hand, als hätte ich eine alberne Frage gestellt. «Jeffrey kommt natürlich mit.»

«Ja klar, der wird total aus dem Häuschen sein vor Begeisterung», sage ich und denke an Jeffrey mit seinem ganzen Heer von Freunden und seiner nicht enden wollenden Parade von Baseballspielen, Ringkämpfen, Fußballtrainingsstunden und was da sonst noch so ist. Wir haben unser Leben, Jeffrey und ich. Zum ersten Mal wird mir klar, wie viel da auf mich zukommt – viel mehr, als ich erwartet hatte. Meine Aufgabe wird alles verändern.

Mama klappt das Bestimmungsbuch über Bäume zu und schaut mich über den Küchentisch hinweg mit feierlichem, nachdrücklichem Blick an.

«Jetzt wird es wirklich ernst, Clara», sagt sie. «Die Vision, die Aufgabe – deshalb bist du hier.»

«Ich weiß. Ich habe nur nicht damit gerechnet, dass wir umziehen müssen.»

Ich schaue aus dem Fenster auf den kleinen Innenhof, auf dem ich früher gespielt habe, auf meine alte Schaukel, die Mama aus irgendeinem Grund bis heute nicht abgebaut hat, das Beet mit

den Rosensträuchern ganz hinten am Gartenzaun, die schon so lange dort wachsen, wie ich denken kann. Hinter dem Zaun ahne ich die verschwommenen Umrisse der fernen Berge, die seit jeher die Grenze meiner Welt bildeten. Ich höre den *Caltrain* beim Überqueren des Shoreline Boulevards rumpeln und, wenn ich nur genau genug hinhöre, die schwache Musik aus dem *Great America* zwei Meilen weiter weg. Es scheint mir unmöglich, dass wir hier wegziehen sollen.

Mama lächelt verständnisvoll.

«Du hast gedacht, du fliegst einfach übers Wochenende irgendwohin, erledigst deine Aufgabe und fliegst wieder zurück?»

«Na ja, so ungefähr.» Verlegen schaue ich zur Seite. «Wann willst du es Jeffrey sagen?»

«Ich finde, das sollte warten, bis wir wissen, wohin genau wir ziehen.»

«Kann ich dabei sein, wenn du es ihm sagst? Ich bringe auch Popcorn mit.»

«Jeffreys Zeit wird auch noch kommen», sagt sie, und eine leise Traurigkeit spiegelt sich in ihren Augen; es ist der gleiche Blick, mit dem sie sonst zu sagen scheint, dass wir zu schnell erwachsen werden. «Wenn ihm seine Aufgabe zugewiesen wird, wirst du auch irgendwie damit umgehen müssen.»

«Ziehen wir dann wieder um?»

«Wir ziehen dorthin, wohin uns seine Aufgabe führt.»

«Verrückt», sage ich und schüttele den Kopf. «Das kommt mir alles so verrückt vor. Und du weißt das, oder?»

«Unergründliche Wege, Clara.» Sie schnappt sich meinen Löffel und steckt ihn sich, mit einer Riesenportion Eis, in den Mund. Dann lächelt sie verschmitzt und ist auf einmal wieder die lustige, gelassene Mama. «Unergründliche Wege.»

Während der nächsten Wochen wiederholt sich die Vision alle zwei oder drei Tage. Ich ahne nichts Böses, und – peng – komme ich mir vor wie Smokey der Bär in der Fernsehaufklärung über Waldbrände. Inzwischen rechne ich jeden Moment damit: auf dem Schulweg, unter der Dusche, beim Mittagessen. Und die Wahrnehmung stellt sich nun auch ohne die Vision ein. Ich spüre die Hitze. Ich rieche den Rauch.

Meine Freunde machen sich schon darüber lustig, dass ich oft geistesabwesend bin. Sie haben mir einen neuen unangenehmen Spitznamen verpasst: Trantüte. Und meinen Lehrern fällt es natürlich auch auf. Aber meine Leistungen in der Schule lassen nicht nach, also machen sie mir nicht allzu viel Ärger, wenn ich während der Schulstunde mal etwas in mein Tagebuch kritzele, das unmöglich mit dem Unterrichtsstoff zu tun haben kann.

Vor ein paar Jahren noch waren in meinem Tagebuch, diesem nachlässig gebundenen Büchlein, das ich mit zwölf bekam, mit Hello-Kitty-Aufdruck und dem verbogenen goldfarbenen Schlüssel, den ich an einem Kettchen um den Hals trug, um es vor Jeffreys neugierigen Blicken zu schützen, nur die Ergüsse eines total normalen Mädchens zu lesen. Es gibt Kritzeleien von Blumen und Prinzessinnen, Einträge über die Schule und das Wetter, über Filme, die mir gefallen haben, über Musik, zu der ich getanzt habe, über meine Träume, die Zuckerfee im *Nussknacker* zu spielen, oder über die Episode, als Jeremy Morris einen Freund schickte, der mich fragen sollte, ob ich mit Jeremy ausgehen würde – natürlich habe ich nein gesagt, denn wieso sollte ich mit einem ausgehen, der zu feige ist, mich selbst zu fragen?

Darauf folgte das Engeltagebuch, das ich mit vierzehn begann: ein mitternachtsblaues Notizbuch mit Spiralbindung und einem Engel auf der Vorderseite, einem in sich ruhenden weiblichen Engel, der meiner Mutter auf unheimliche Weise ähnlich sieht;

er hat rotes Haar und goldfarbene Flügel, und er steht, umgeben von Sternen und Lichtstrahlen, auf der Spitze der Mondsichel. In dieses Tagebuch trug ich alles ein, was Mama mir über Engel und Menschen mit Engelblut erzählte, jedes Detail und jede Vermutung, die ich ihr entlocken konnte. Auch meine Experimente habe ich darin verewigt, wie das eine Mal, als ich mir mit einem Messer den Unterarm ritzte, um zu sehen, ob ich bluten würde (was ich tat, und zwar heftig). Anschließend notierte ich sorgfältig, wie lange der Heilungsprozess dauerte (etwa vierundzwanzig Stunden vom Schnitt bis zu dem Moment, an dem die feine rosa Linie vollständig verschwunden war). Dann der Vorfall, als ich auf dem Flughafen von San Francisco plötzlich einen Mann auf Suaheli ansprach (was war das für eine Überraschung für uns beide), oder als mir fünfundzwanzig *Grands jetés* im Ballettsaal gelangen, ohne dass ich stolperte. Damals ermahnte mich Mama ernsthaft, mich lieber etwas zurückzuhalten, wenigstens in der Öffentlichkeit. Und da entdeckte ich dann mich selbst, nicht einfach nur Clara, das Mädchen, sondern Clara, das Engelblut, Clara, die Übernatürliche.

Nun dreht sich in meinem neuen Tagebuch (schlicht, schwarz, Moleskine) beinahe alles um meine Aufgabe: Skizzen, Notizen, Einzelheiten über die Vision, vor allem, wenn es dabei um den geheimnisvollen Jungen geht. Er ist ständig in meinen Gedanken, wenn auch nur am Rande – außer in jenen verwirrenden Momenten, wenn er ins Rampenlicht tritt.

Ich lerne ihn allmählich an seiner Silhouette kennen: den Schwung seiner breiten Schultern, sein mit Sorgfalt zerzaustes Haar – von einem dunklen warmen Braunton und so lang, dass es gerade seine Ohren bedeckt und im Nacken an seinen Kragen reicht. Die Hände hat er immer in den Taschen seiner schwarzen Jacke, die irgendwie flauschig ist, wie mir auffällt, vielleicht

Fleece. Seinen Körper hat er immer ein wenig zur Seite geneigt, so als wolle er jeden Moment weggehen. Er wirkt schlank, aber kräftig. Wenn er sich gerade umdrehen will, erahne ich den Umriss seiner Wange, und jedes Mal fängt mein Herz an, schneller zu schlagen, und meine Kehle ist wie zugeschnürt.

Wie wird er mich wohl finden, überlege ich.

Ich will ihn mit meinem Anblick überwältigen. Wenn ich ihm im Wald erscheine, wenn er sich endlich umdreht und mich dort stehen sieht, will ich zumindest wie ein Engel aussehen. Ich will von innen heraus leuchten und zu schweben scheinen wie meine Mutter.

Ich weiß, dass ich nicht übel aussehe. Wir Menschen mit Engelblut sind ziemlich attraktiv. Ich habe eine reine Haut, und meine Lippen sind von Natur aus rosig, also benutze ich nichts weiter als Lipgloss. Angeblich habe ich sehr schöne Knie. Aber ich bin zu groß und zu mager, dabei nicht schlank wie ein Supermodel, ich sehe eher aus wie ein Storch und scheine nur aus Armen und Beinen zu bestehen. Und meine Augen, die in manchem Licht gewitterwolkengrau wirken und in anderem Licht metallisch graublau, sind irgendwie zu groß für mein Gesicht.

Mein Haar ist das Beste an mir, es ist lang und wellig, goldblond mit rötlichem Schimmer. Das Problem mit meinem Haar ist bloß, dass es total widerspenstig ist. Die langen Strähnen verheddern sich. Sie bleiben überall hängen: in Reißverschlüssen, Autotüren, im Essen. Es bringt auch nichts, wenn ich sie im Nacken zusammenbinde oder zu einem Zopf flechte. Mein Haar ist wie ein lebendiges Wesen, das sich losreißen will. Kaum habe ich es einigermaßen im Griff, hängen mir schon wieder Strähnen im Gesicht, und kaum ist eine Stunde vergangen, hat es sich schon vollständig befreit. Es ist einfach nicht zu bändigen, im wahrsten Sinne des Wortes.

Bei meinem Glück werde ich es also wahrscheinlich nicht rechtzeitig schaffen, den Jungen im Wald zu retten, weil sich eine Meile vom Ziel entfernt mein Haar in den Ästen eines Baums verfangen hat.

«Clara, dein Telefon klingelt!», ruft Mama aus der Küche. Ich fahre zusammen und springe auf. Mein Tagebuch liegt aufgeschlagen auf dem Schreibtisch vor mir, darin eine sorgfältige Skizze vom Hinterkopf des Jungen, von seinem Nacken, dem zerzausten Haar, der Andeutung einer Wange und der Ahnung von Wimpern. Ich kann mich nicht erinnern, das gezeichnet zu haben.

«Okay!», rufe ich zurück. Ich klappe das Tagebuch zu und schiebe es unter mein Algebrabuch. Dann laufe ich nach unten. Es riecht wie in einer Bäckerei. Morgen ist Thanksgiving, und Mama hat Kuchen gebacken. Sie trägt ihre Fünfziger-Jahre-Hausfrauenschürze (die sie tatsächlich auch seit den fünfziger Jahren besitzt, obwohl sie damals keine Hausfrau war, wie sie mir versichert), und die Schürze ist über und über mit Mehl besprenkelt. Sie hält mir das Telefon hin.

«Dein Vater.»

Ich schaue sie an und ziehe in stummer Frage eine Augenbraue hoch.

«Keine Ahnung», sagt sie. Sie gibt mir das Telefon, dann dreht sie sich um und verlässt diskret den Raum.

«Hallo, Papa», sage ich ins Telefon.

«Hallo.»

Es entsteht eine Pause. Drei kleine Worte haben wir gerade miteinander gesprochen, und schon fällt ihm nichts mehr ein.

«Was gibt's?»

Das Schweigen hält an. Ich seufze. Jahrelang habe ich geübt, um ihm zu sagen, wie wütend ich auf ihn bin, weil er Mama verlassen

hat. Ich war drei, als die beiden sich trennten. An Streit kann ich mich nicht erinnern. Alles, was ich von damals noch weiß, sind kurze einzelne Szenen. Eine Geburtstagsparty. Ein Nachmittag am Strand. Er, wie er am Waschbecken steht und sich rasiert. Und dann ist da die brutale Erinnerung an den Tag, an dem er ging; ich stand mit Mama in der Auffahrt, sie hatte Jeffrey auf dem Arm und weinte herzerreißend, als er wegfuhr. Das kann ich ihm nicht verzeihen. Viele Dinge kann ich ihm nicht verzeihen. Dass er ans andere Ende des Landes fuhr, um so weit wie möglich von uns wegzukommen. Dass er viel zu selten angerufen hat. Und dass er nie wusste, was er sagen soll, wenn er dann mal anrief. Aber am schlimmsten ist für mich noch immer die Art, wie es in Mamas Gesicht zuckt, wenn sie seinen Namen hört.

Über das, was zwischen den beiden passiert ist, will Mama genauso wenig reden wie über ihre Aufgabe. Aber eines weiß ich ganz sicher: Meine Mutter kommt der idealen Frau so nahe, wie es nur sein kann. Schließlich ist sie ein halber Engel, auch wenn mein Vater das nicht weiß. Sie ist wunderschön. Sie ist klug und lustig. Sie ist die reinste Magie. Und er hat sie aufgegeben. Er hat uns alle aufgegeben.

Und damit ist er für mich ein Dummkopf.

«Ich wollte nur mal hören, ob mit dir alles in Ordnung ist», sagt er schließlich.

«Wieso sollte nicht alles in Ordnung sein?»

Er hustet.

«Ich meine ja bloß. Es ist doch sicher ganz schön schwer, ein Teenager zu sein, oder nicht? Die Highschool. Jungs.»

Jetzt ist dieses Gespräch nicht mehr nur ungewöhnlich, es ist merkwürdig geworden.

«Klar», antworte ich. «Stimmt, ganz schön schwer.»

«Deine Mutter sagt, deine Noten sind gut.»

«Du hast mit Mama gesprochen?»

Ein weiteres Schweigen.

«Und, wie steht's in New York?», frage ich, um die Unterhaltung von mir abzulenken.

«Das Übliche. Helle Lichter. Große Stadt. Gestern habe ich Derek Jeter im Central Park gesehen. Ziemlich schreckliches Leben.»

Er kann auch richtig nett sein. Eigentlich will ich wütend auf ihn sein, ihm sagen, dass er sich gar nicht erst die Mühe machen soll, Kontakt zu mir zu halten, aber das halte ich einfach nicht durch. Das letzte Mal habe ich ihn vor zwei Jahren gesehen, in dem Sommer, als ich vierzehn wurde. Meine große Ich-hasse-dich-Rede hatte ich zigmal geübt, am Flugplatz, im Flugzeug, beim Aussteigen, in der Ankunftshalle. Und dann sah ich ihn bei der Gepäckausgabe auf mich warten und wurde von diesem seltsamen Glücksgefühl ergriffen. Ich fiel ihm in die Arme und sagte ihm, dass ich ihn vermisst hätte.

«Ich hab mir da was überlegt», sagt er jetzt. «Vielleicht könntest du mit Jeffrey über die Ferien nach New York kommen.»

Sein Timing ist super. Fast muss ich lachen.

«Würde ich ja gern», antworte ich, «aber irgendwie passiert hier gerade was ganz Wichtiges.»

So etwas wie die Suche nach einem Waldbrand. Was der eigentliche Grund ist, weshalb ich auf der Erde bin. Was ich ihm auch in tausend Jahren nicht werde erklären können.

Er sagt nichts.

«Tut mir leid», sage ich, und ich bin richtig erschrocken, als ich merke, dass ich das sogar meine. «Ich sag dir Bescheid, wenn sich was ändert.»

«Deine Mutter hat mir erzählt, dass du die Führerscheinprüfung bestanden hast.» Er will das Thema wechseln, das ist ganz offensichtlich.

«Ja, ich hab die Prüfung gemacht, hab eingeparkt und alles. Ich bin sechzehn. Ich darf jetzt offiziell Auto fahren. Leider will Mama den Wagen nicht rausrücken.»

«Wie wäre es, wenn wir dir ein eigenes Auto kaufen?»

Ich kriege den Mund nicht mehr zu. Er steckt eben voller Überraschungen.

Und dann rieche ich den Rauch.

Diesmal muss das Feuer weiter weg sein. Sehen kann ich es nicht. Auch den Jungen kann ich nicht sehen. Mein Haar, das ich zum Pferdeschwanz gebunden habe, wird von einem heißen, rußigen Windstoß völlig zerzaust. Ich huste, drehe mich von der Gluthitze weg und streiche mir das Haar aus dem Gesicht.

Da sehe ich den silbernen Pick-up nur ein paar Schritte von mir entfernt am Rand einer unbefestigten Straße. AVALANCHE steht in silbernen Buchstaben am Heck des Wagens. Es ist ein wuchtiger Pick-up mit einer kurzen zugedeckten Ladefläche. Er gehört dem Jungen. Irgendwie weiß ich es.

Guck auf das Nummernschild, nehme ich mir fest vor. Konzentrier dich darauf.

Das Nummernschild ist hübsch. Es ist vorwiegend blau: Himmel mit Wolken. Auf der rechten Seite dominiert ein felsiger Berg mit flacher Kuppe, der irgendwie vertraut aussieht. Links erkennt man die schwarze Silhouette eines Cowboys auf einem bockenden Pferd, der seinen Hut in die Luft schleudert. Das habe ich schon einmal gesehen, aber auf Anhieb kann ich es nicht zuordnen. Ich versuche, die Nummer auf dem Schild zu lesen. Zuerst sehe ich nur die Zahl ganz links: 22. Und dann den Rest des Kennzeichens auf der anderen Seite des Cowboys: 99CX.

Jetzt hätte ich eigentlich wahnsinnig glücklich sein müssen, ganz verrückt vor Freude darüber, dass mir eine solch enorm wichtige Information einfach so zugefallen ist. Aber ich bin im-

mer noch in der Vision gefangen. Ich drehe mich weg von dem Pick-up und gehe schnell zu den Bäumen hinüber. Rauch zieht über den Waldboden. Irgendwo in der Nähe höre ich ein Knacken wie von einem fallenden Ast. Dann sehe ich den Jungen, genauso wie immer. Er hat mir den Rücken zugekehrt. Plötzlich züngelt das Feuer an der Spitze des Hanges. Die Gefahr ist so offensichtlich, so nah.

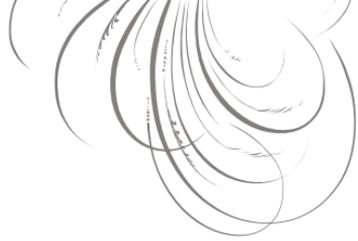
Die erdrückende Traurigkeit sinkt auf mich herab wie ein fallender Vorhang. Meine Kehle wird eng. Ich will seinen Namen rufen. Ich mache einen Schritt auf ihn zu.

«Clara? Bist du okay?»

Die Stimme meines Vaters. Ich kehre in meinen Körper zurück. Ich lehne mich an den Kühlschrank und starre aus dem Küchenfenster nach draußen, wo ein Kolibri in der Nähe des Vogelhäuschens meiner Mutter herumflattert, ein verschwommenes Schwirren von Flügeln. Er schießt hinein, nimmt einen Schluck Wasser, dann flattert er davon.

«Clara?»

Er klingt besorgt. Immer noch ganz benommen, nehme ich das Telefon wieder ans Ohr. «Papa, ich rufe dich später zurück.»



Dort drüben liegt Jackson Hole

Die Straße nach Wyoming ist ein einziger Schilderwald. Auf den meisten Schildern wird vor einer Gefahr gewarnt: Achtung Wildwechsel. Achtung Steinschlag. Lastwagenfahrer: Bremsen überprüfen. Auf Straßensperrungen achten. Ab hier auf Elche achten. Schneerutschgebiet, Halten und Parken verboten. Den ganzen Weg von Kalifornien fahre ich in meinem Wagen hinter Mamas Auto her; Jeffrey sitzt neben mir. Und ich gebe mir große Mühe, beim Anblick der ganzen Schilder, die mir zeigen, dass wir in einer unzivilisierten, gefährlichen Gegend unterwegs sind, nicht auszuflippen.

Im Augenblick fahre ich durch einen Wald aus Drehkiefern, was mir total unwirklich vorkommt. Genauso wenig kann ich mich an den Anblick all der Nummernschilder der Autos gewöhnen, die an uns vorbeifahren und von denen viele links die ominöse Zahl 22 aufweisen. Diese Zahl hat uns hierhergebracht, nach sechs kurzen Wochen hektischer Vorbereitung; wir haben unser Haus verkauft, uns von den Freunden und Nachbarn verabschiedet, die ich schon mein ganzes Leben lang kannte, haben zusammengepackt und sind nun dabei, an einen Ort zu ziehen, an dem wir keine einzige Menschenseele kennen: Teton County, Wyoming; laut Google der Verwaltungsbezirk mit der Nummer

22 und mit einer Einwohnerzahl von etwas mehr als 20 000, nicht mehr als fünf Leute pro Quadratmeile.

Wir ziehen zu den Hinterwäldlern nach ganz weit draußen. Und das alles meinetwegen.

So viel Schnee habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Mein neuer Toyota Prius (ein Geschenk meines lieben, aufmerksamen Vaters) müht sich auf der verschneiten Bergstraße ganz schön ab. Aber jetzt gibt es kein Zurück mehr. Der Typ an der Tankstelle vorhin wollte uns beruhigen und meinte, der Weg über die Berge sei vollkommen sicher, solange kein Unwetter aufziehe. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich ans Lenkrad zu klammern und zu ignorieren, dass es nur ein paar Schritte vom Straßenrand entfernt in die Tiefe geht.

Ich erblicke das Schild *Willkommen in Wyoming*.

«He», sage ich zu Jeffrey. «Jetzt haben wir es geschafft.»

Er antwortet nicht. Er hängt auf dem Beifahrersitz, und aus seinem iPod hämmert wütende Musik. Je weiter wir uns von Kalifornien und seinen Sportkameraden und Freunden entfernen, desto mehr schmolzt er. Nach zwei Tagen unterwegs wird es allmählich langweilig. Ich packe das Kabel und reiße ihm die Ohrstöpsel raus.

«Was?», fragt er und funkelt mich wütend an.

«Wir sind in Wyoming, Blödie. Weit haben wir es nicht mehr.»

«O ja, juchhu», sagt er und greift wieder zu den Ohrstöpseln.

Der wird mich noch eine ganze Weile hassen.

Jeffrey war ein total pfegeleichter Junge, ehe er das mit dem Engelszeug herausfand. Aber wenn einer weiß, wie das ist, dann ich. Den einen Moment ist man noch vierzehn und unbeschwert – erfolgreich, beliebt, witzig –, und plötzlich ist man ein Freak mit Flügeln. Das dauert seine Zeit, bis man sich daran gewöhnt hat. Erst vor einem Monat hat er erfahren, dass ich meine kleine Mis-

sion vom Himmel erhalten habe. Und jetzt zerren wir ihn nach Nirgendwo, Wyoming, noch dazu im Januar, mitten im Schuljahr.

Als Mama das mit dem Umzug verkündete, hatte er geschrien: «Ich komme nicht mit!» Er hatte die Fäuste geballt, als wolle er auf etwas einschlagen.

«Und ob du mitkommst!», entgegnete Mama und warf ihm einen kühlen Blick zu. «Und es würde mich nicht überraschen, wenn du in Wyoming auch deine Aufgabe erhältst.»

«Mir doch egal», meinte er. Dann drehte er sich um und funkelte mich auf eine Weise an, die mich heute noch zusammenzucken lässt, wenn ich daran denke.

Mama dagegen scheint total auf Wyoming abzufahren. Sie ist inzwischen schon ein paarmal hier gewesen, hat nach einem Haus gesucht, Jeffrey und mich an unserer neuen Schule angemeldet und hat dafür gesorgt, dass der Übergang von ihrem Job bei Apple in Kalifornien und der Arbeit, die sie nach dem Umzug von zu Hause für die Firma machen wird, reibungslos gelingt. Stundenlang hat sie sich über die wunderschöne Landschaft ausgelassen, die jetzt Teil unseres Alltags sein wird, die frische Luft, die Tiere, das Wetter und wie sehr wir den Schnee im Winter lieben werden.

Deshalb fährt Jeffrey auch bei mir mit. Er hält es einfach nicht aus, wenn Mama ihn damit zutextet, wie toll alles wird. Bei unserem ersten Tankstopp ist er aus ihrem Auto gestiegen, schnappte sich seinen Rucksack, kam zu mir rüber und setzte sich in meinen Wagen. Ohne weitere Erklärung. Ich schätze, er hat beschlossen, dass er sie im Moment mehr hasst als mich.

Wieder reiße ich an den Ohrstöpseln.

«Ich hab das schließlich auch nicht gewollt, weißt du», sage ich zu ihm. «Tut mir leid; mehr kann ich dazu nicht sagen.»

«Ja, ja, klar.»

Mein Handy klingelt. Ich fische es aus meiner Tasche und werfe es Jeffrey zu. Verblüfft fängt er es auf.

«Kannst du mal für mich rangehen?», frage ich zuckersüß. «Ich fahre.»

Er seufzt, klappt das Handy auf und hält es sich ans Ohr.

«Ja», sagt er. «Okay. Ja.»

Er klappt es wieder zu.

«Sie sagt, wir kommen jetzt zum Teton-Pass. Sie will, dass wir an dem Aussichtspunkt halten.»

Wie aufs Stichwort biegen wir um eine Kurve, und vor uns öffnet sich unter einer Kette niedriger Hügel und gezackter blauweißer Berge das Tal, in dem wir bald wohnen werden. Die Aussicht ist phantastisch, wie ein Panaroma auf einem Kalender oder einer Postkarte. Mama biegt ab zum Aussichtspunkt, und ich fahre vorsichtig hinterher, um dann neben ihr zu halten. Sie springt förmlich aus dem Wagen.

«Ich glaube, sie will, dass wir aussteigen», sage ich zu Jeffrey.

Er starrt bloß aufs Armaturenbrett.

Ich mache die Autotür auf und trete hinaus in die Gebirgsluft. Es ist, als betrete ich einen Gefrierschrank. Ich ziehe mir meine plötzlich viel zu dünne Kapuze über den Kopf und vergrabe die Hände tief in den Jackentaschen. Beim Ausatmen sehe ich meinen Atem davonschweben.

Mama geht zu meinem Auto und klopft an die Scheibe, hinter der Jeffrey sitzt.

«Komm raus da!», kommandiert sie in einem Tonfall, der klar macht, dass sie keinen Widerspruch duldet.

Sie winkt mich zum Hügelkamm, wo auf einem großen Holzschild ein Comic-Cowboy zu sehen ist, der ins darunterliegende Tal deutet. Hallo Fremder, steht auf dem Schild. Dort drüben liegt Jackson Hole. Der letzte Rest vom alten Westen. Zu beiden Seiten

eines silbrig glänzenden Flusses liegen verstreut einige Gebäude. Das ist Jackson, unsere neue Heimatstadt.

«Da drüben liegt der Teton- und dort der Yellowstone Nationalpark.» Mama deutet zum Horizont. «Da müssen wir im Frühjahr hin und alles gründlich anschauen.»

Jeffrey tritt zu uns auf den Hügelkamm. Er trägt keine Jacke, nur Jeans und T-Shirt, aber es sieht nicht so aus, als ob er friert. Er ist zu wütend, um zu zittern. Sein Blick ist völlig leer, als er unsere neue Umgebung mustert. Eine Wolke schiebt sich vor die Sonne, ein Schatten legt sich über das Tal. Ganz plötzlich fühlt sich die Luft zehn Grad kälter an. Auf einmal bekomme ich Angst, dass nun nach meiner offiziellen Ankunft in Wyoming die Bäume in Flammen aufgehen werden und ich an Ort und Stelle meine Aufgabe erfüllen muss. So viel steht mir an diesem Ort bevor.

«Mach dir keine Sorgen.» Mama legt mir die Hände auf die Schultern und drückt mich kurz. «Hier gehörst du hin, Clara.»

«Ich weiß.» Ich versuche, ein tapferes Lächeln zustande zu bringen.

«Und du», sagt sie und geht zu Jeffrey rüber, «wirst ganz begeistert von den vielen Sportangeboten hier sein. Skifahren und Wasserskifahren und Bergsteigen und alle möglichen anderen Extremsportarten. Du hast meine uneingeschränkte Erlaubnis, dich von Gott weiß wo runterzustürzen.»

«Hab ich mir gedacht», brummelt er.

«Na großartig», sagt sie sichtlich zufrieden. Sie macht schnell ein Foto von uns. Dann geht sie rasch zum Auto zurück. «Jetzt lasst uns fahren.»

Ich folge ihr auf der Straße, die sich den Berg hinunterwindet. Ein weiteres Schild erregt meine Aufmerksamkeit. Achtung, heißt es da, enge Kurven voraus.

Kurz vor der Ankunft biegen wir auf die Spring Gulch Road ein, eine weitere lange, kurvenreiche Straße, diesmal aber mit einem großen schmiedeeisernen Tor, das wir nur nach Angabe einer Codenummer passieren können. So bekomme ich eine erste Ahnung davon, dass unsere Unterkunft ziemlich vornehm sein wird. Die Ahnung bestätigt sich beim Anblick all der riesigen Holzhäuser, die ich halb unter Bäumen versteckt erblicke. Ich folge Mamas Wagen, als sie auf eine frisch angelegte Auffahrt abbiegt und langsam durch einen Wald aus Drehkiefern, Birken und Espen fährt, bis wir zu einer Lichtung kommen, wo auf einer kleinen Erhebung unser neues Haus steht.

«Mein Gott», keuche ich und schaue durch die Windschutzscheibe zum Haus hinauf. «Guck mal, Jeffrey.»

Das Haus ist aus massiven Holzstämmen und Flusskieselstein gebaut, und das Dach trägt eine dicke Decke aus reinem weißem Schnee, wie man sie von Pfefferkuchenhäusern kennt, umso vollkommener durch einige silbern schimmernde Eiszapfen, die an den Ecken herunterhängen. Es ist größer als unser Haus in Kalifornien, aber irgendwie gemütlicher; es gibt eine überdachte, langgestreckte Veranda und riesige Fenster, die eine Aussicht auf den unglaublich spektakulären Anblick der schneebedeckten Bergkette gewähren.

«Willkommen zu Hause», sagt Mama. Sie lehnt sich an ihr Auto und genießt unsere Verblüffung, als wir auf die kreisförmige Auffahrt treten. Sie ist so stolz, dieses Haus gefunden zu haben, dass sie beinahe anfängt zu singen. «Unser nächster Nachbar ist fast eine Meile weit entfernt. Dieses Wäldchen gehört ganz allein uns.»

Ein leichter Wind fährt durch die Bäume, sodass kleine Schneewolken durch die Zweige nach unten gleiten, als befände sich unser Haus in einer Schneekugel, die auf einem Kaminsims

steht. Hier fühlt sich die Luft wärmer an. Es ist vollkommen still. Ein wohliges Gefühl durchströmt mich.

Das ist zu Hause, denke ich, hier sind wir sicher. Eine Riesen-erleichterung für mich, denn nach all den Wochen voller Visionen, Aufregungen und Sorgen, nach all der Unsicherheit, die der Umzug mit sich bringt, und dem komischen Gefühl, das bleibt, wenn man alles zurücklassen muss, kurz: nach dem ganzen Irrsinn kann ich mir endlich ein richtiges Leben in Wyoming vorstellen, anstatt lediglich zu sehen, wie ich in ein Feuer schreite.

Ich schaue zu Mama rüber. Sie leuchtet buchstäblich, wird von Sekunde zu Sekunde immer heller, ein leises, vibrierendes Summen engelhaften Vergnügens kommt aus ihr. Jeden Moment werden wir ihre Flügel sehen können.

Jeffrey räuspert sich. Der Anblick ist noch so neu für uns, dass es ihn jedes Mal aus der Fassung bringt.

«Mama», sagt er. «Du machst wieder diese Sache mit dem Leuchten.»

Ihr Glänzen wird schwächer.

«Na und, was soll's?», frage ich. «Sieht doch keiner, es ist doch keiner hier. Hier können wir ganz wir selbst sein.»

«Ja», sagt Mama leise. «Tatsächlich wäre das kleine Gärtchen hinten ideal für ein paar Flugübungen.»

Bestürzt starre ich sie an. Genau zwei Mal hat Mama versucht, mir das Fliegen beizubringen, und beide Male endete es katastrophal. Im Grunde habe ich den Gedanken ans Fliegen komplett aufgegeben und die Tatsache akzeptiert, dass ich ein an die Erde gebundenes Engelblut bleiben werde, ein flugunfähiger Vogel wie ein Strauß vielleicht oder, in diesem Klima, ein Pinguin.

«Hier wirst du möglicherweise fliegen müssen», erklärt Mama ein bisschen steif. «Und du wirst es vielleicht auch probieren wollen», sagt sie zu Jeffrey. «Ich wette, du bist ein Naturtalent.»

Ich spüre, wie mir die Hitze ins Gesicht steigt. Klar, Jeffrey ist das Naturtalent, und ich bleibe am Boden kleben.

«Ich will mein Zimmer sehen», sage ich und flüchte mich in die Sicherheit des Hauses.

An dem Nachmittag stehen wir zum ersten Mal auf dem Holzsteg der Broadway Avenue in Jackson, Wyoming. Sogar im Januar gibt es hier massig viele Touristen. Alle paar Minuten fahren Postkutschen und andere Pferdefuhrwerke vorbei, dazu eine nicht abreißen wollende Kette von Autos. Ich kann nicht anders, ich halte die Augen nach einem bestimmten silbernen Pick-up auf: dem geheimnisvollen Avalanche mit dem Nummernschild 99CX.

«Wer hätte gedacht, dass es hier so viel Straßenverkehr gibt?», sage ich und schaue den Autos hinterher.

«Was würdest du tun, wenn du ihn jetzt hier siehst?», fragt Mama. Sie trägt einen neuen Cowboyhut aus Stroh, dem sie in dem ersten Souvenirshop, den wir betreten haben, nicht widerstehen konnte. Ein Cowboyhut. Ich für meinen Teil finde, dass sie diese Wildwestsache ein bisschen übertreibt.

«Wahrscheinlich in Ohnmacht fallen», meint Jeffrey. Er klimpert wild mit den Wimpern und fächelt sich Luft zu, dann tut er, als bräche er zusammen, Mama geradewegs in die Arme. Beide lachen.

Jeffrey hat sich schon ein T-Shirt mit einem Snowboarder-Aufdruck gekauft und denkt über die Anschaffung eines echten, lebensgroßen Snowboards nach, das er in einem Schaufenster gesehen hat. Seit der Ankunft beim Haus ist er in einer viel besseren Stimmung, da er nun sieht, dass nicht alles verloren ist. Er benimmt sich schon wieder beinahe wie der alte Jeffrey, der Jeffrey, der lächelt und Spaß macht und gelegentlich sogar in ganzen Sätzen spricht.

«Ihr zwei seid wirklich komisch», sage ich und verdrehe die Augen. Ich laufe ein Stück voraus auf einen kleinen Park zu, den ich auf der anderen Straßenseite entdeckt habe. Den Eingang bildet ein riesiger Bogen aus Elchgeweihen.

«Lasst uns hier langgehen», rufe ich Mama und Jeffrey zu. Wir überqueren die Straße, als die Ampel gerade gelb wird. Dann bleiben wir einen Moment unter dem Bogen stehen und schauen zu dem Gitterwerk aus Geweihen hinauf, das entfernt an Knochen erinnert. Über uns verdüstert sich der Himmel mit Wolken, und ein kalter Wind kommt auf.

«Hier wird irgendwo gegrillt. Das rieche ich», sagt Jeffrey.

«Du bist einfach ein Vielfraß.»

«He, was kann ich denn dafür, dass ich einen schnelleren Stoffwechsel habe als normale Menschen? Wie wär's, wollen wir nicht da essen?» Er zeigt ein Stück weiter die Straße hoch, wo ein paar Leute anstehen, um in die *Million Dollar Cowboy Bar* zu gehen.

«Klar, und dann kauf ich dir ein Bier», sagt Mama.

«Echt?»

«Nein.»

Die beiden machen weiter ihre Witze, und ich spüre den plötzlichen Drang, diesen Moment festzuhalten, damit ich später mal zurückschauen und sagen kann: So hat alles angefangen. Teil eins von Claras Aufgabe. Bei dem Gedanken platzt mir vor lauter Gefühlsüberschwang fast der Brustkorb. Ein Neuanfang, für uns alle.

«Entschuldigung, würden Sie vielleicht ein Foto von uns machen?», frage ich eine Frau, die gerade vorbeigeht. Sie nickt und nimmt den Fotoapparat von Mama entgegen. Wir posieren unter dem Bogen, Mama in der Mitte, Jeffrey und ich zu ihrer Rechten und Linken. Wir lächeln. Die Frau versucht, uns zu knipsen, aber

nichts passiert. Mama geht zu ihr hin, um ihr zu zeigen, wie der Blitz funktioniert.

In dem Augenblick kommt die Sonne wieder hinter den Wolken hervor. Plötzlich sehe ich alles um mich herum auf eine eigentümliche Weise klarer, wie in Zeitlupe, damit ich ein Detail nach dem anderen in mich aufnehmen kann: die Stimmen der anderen Menschen auf der Straße, das Aufblitzen ihrer Zähne, wenn sie etwas sagen, das Brummen von Motoren und das leise Quietschen von Bremsen, wenn die Autos an der roten Ampel halten. Mein Herz schlägt wie eine langsame, laute Trommel. Stoßweise nimmt meine Lunge den Atem auf und gibt ihn wieder ab. Ich rieche Pferdeäpfel und Steinsalz, mein eigenes Lavendel-Shampoo, Mamas Vanilleduft, Jeffreys männliches Deo, sogar den schwachen Hauch von Verwesung, der immer noch den Geweihen über uns anhaftet. Klassische Musik kommt unter den Glastüren einer der Kunstgalerien hervor. In der Ferne bellt ein Hund. Irgendwo schreit ein Baby. Es fühlt sich zu viel an, als würde ich bei dem Versuch, alles aufzunehmen, explodieren. Und es ist viel zu hell. Auf einem Baum in dem Park hinter uns sitzt ein kleiner schwarzer Vogel, zwitschert und bläht das Gefieder gegen die Kälte auf. Wie kann ich das sehen, wenn es hinter mir stattfindet? Aber ich spüre den Blick der scharfen schwarzen Vogelaugen auf mir; ich sehe, wie der Vogel den Kopf zur Seite dreht, mich beobachtet, einfach beobachtet, bis er sich plötzlich von dem Baum abstößt und sich in den weiten, offenen Himmel erhebt wie eine kleine Rauchfahne und dann in der Sonne verschwindet.

«Clara», flüstert Jeffrey mit drängendem Unterton nah bei meinem Ohr. «He!»

Ich stürze wieder auf die Erde zurück. Jackson Hole. Jeffrey. Mama. Die Dame mit dem Fotoapparat. Alle starren mich an.

«Was ist denn los?» Ich bin verwirrt, orientierungslos, als sei ein Teil von mir immer noch hoch oben im Himmel mit dem Vogel.

«Dein Haar, das . . . das leuchtet irgendwie», flüstert Jeffrey. Er sieht weg, als sei es ihm peinlich.

Ich schaue an mir runter, auf mein Haar, das mir über die Schultern fällt, und schnappe nach Luft. Leuchten ist nicht so ganz das richtige Wort. Mein Haar ist ein einziger schillernder Ausbruch von Farbe und Licht, der von silbern bis golden reicht. Es steht in Flammen. Es fängt das Licht ein, wie ein Spiegel die Sonne reflektiert. Ich streiche mit der Hand die warmen, lichten Strähnen nach hinten, und mein Herz, das vor wenigen Augenblicken noch so langsam zu schlagen schien, pocht inzwischen schmerzhaft schnell. Was passiert hier nur mit mir?

«Mama?», rufe ich mit schwacher Stimme. Ich schaue hoch in ihre weit geöffneten blauen Augen. Im nächsten Moment dreht sie sich zu der Frau um, vollkommen beherrscht.

«Ist das nicht ein herrlicher Tag?», fragt Mama. «Sie kennen doch bestimmt diesen Spruch: Wenn Ihnen das Wetter in Wyoming nicht gefällt, warten Sie einfach zehn Minuten.»

Geistesabwesend nickt die Frau und starrt dabei unverwandt auf mein übernatürlich strahlendes Haar; möglicherweise versucht sie, einen Zaubertrick hinter dem Ganzen zu entdecken. Mama kommt zu mir und packt mit der Hand in einer raschen Bewegung mein Haar wie ein Stück Seil. Sie stopft es in den Kragen meiner Kapuzenjacke und zieht mir die Kapuze über den Kopf.

«Bleib ganz ruhig», flüstert sie, dann nimmt sie wieder den Platz zwischen Jeffrey und mir ein. «Na schön. Wir wären dann so weit.»

Die Frau blinzelt ein paarmal und schüttelt den Kopf wie in dem Versuch, wieder klar zu werden. Mein Haar ist jetzt bedeckt,

deshalb scheint alles wieder normal zu sein, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen. Als hätten wir uns das alles nur eingebildet. Die Frau hebt den Fotoapparat.

«Bitte alle mal (cheese) sagen», weist sie uns an.

Ich gebe mir alle Mühe zu lächeln.

Wir landen schließlich im *Mountain High Pizza Pie* zum Abendessen, denn das Restaurant ist ganz in der Nähe und deshalb am bequemsten für uns. Jeffrey schlingt seine Pizza runter, während Mama und ich in unserem Essen nur herumstochern. Wir reden nicht. Ich fühle mich wie bei etwas Schrecklichem ertappt. Bei etwas, wofür ich mich schämen sollte. Die ganze Zeit lasse ich meine Kapuze auf dem Kopf, sogar im Auto, als wir langsam zum Haus zurückfahren.

Als wir zu Hause ankommen, geht Mama sofort in ihr Arbeitszimmer und macht die Tür hinter sich zu. Jeffrey und ich haben nichts Besseres zu tun und setzen uns deshalb gemeinsam vor den Fernseher. Jeffrey sieht mich die ganze Zeit an, als würde ich jeden Moment in Flammen aufgehen.

«Hörst du vielleicht jetzt endlich mal auf mit dem Geglotze?», frage ich schließlich. «Du gehst mir allmählich total auf die Nerven.»

«Das war ganz schön unheimlich, das vorhin. Wie hast du das gemacht?»

«Ich hab überhaupt nichts gemacht. Es ist einfach so passiert.»

Mama erscheint im Mantel auf der Türschwelle.

«Ich muss noch mal weg», sagt sie. «Bitte bleibt im Haus, bis ich wieder da bin.» Und bevor wir ihr Fragen stellen können, ist sie auch schon verschwunden.

«Na klasse», brummelt Jeffrey.

Ich werfe ihm die Fernbedienung zu und ziehe mich in mein

Zimmer zurück. Ich habe noch eine Menge auszupacken, aber in Gedanken kehre ich immer wieder unter diesen Bogen zurück, zu dem Moment, in dem es sich so anfühlte, als wollte die ganze Welt in meinen Kopf kriechen. Und mein Haar! Gespenstisch. Der Blick der Frau, als sie mich so sah: zuerst verwirrt, verblüfft, dann ein bisschen ängstlich; sie hielt mich wohl für eine Art Alien, das in ein Labor zu Wissenschaftlern gehört, die sich mein Haar unter einem Mikroskop ansehen. Wie so ein Monster.

Ich muss eingeschlafen sein. Das Nächste, was ich wieder weiß, ist, dass Mama in meiner Schlafzimmertür steht. Sie wirft mir eine Schachtel Haarfarbe von Clairol aufs Bett. Ich nehme sie.

«Sedona Sonnenuntergang?», lese ich. «Das ist doch wohl ein Scherz, oder? Rot?»

«Rostrot. Wie mein Haar.»

«Aber wieso?», will ich wissen.

«Komm, wir kümmern uns um dein Haar», sagt sie. «Reden können wir später.»

«So, mit *der* Haarfarbe soll ich in die Schule gehen?», stöhne ich, als sie mir im Bad die Haare färbt; ich sitze auf dem Toilettendeckel und habe ein altes Handtuch um die Schultern gelegt.

«Ich liebe dein Haar. Ich würde dich nicht darum bitten, wenn es nicht wichtig wäre.» Sie tritt zurück und hält auf meinem Kopf nach Stellen Ausschau, die ihr entgangen sein könnten. «So. Das wär's. Jetzt müssen wir die Farbe einwirken lassen.»

«Gut, dann wirst du mir jetzt alles erklären, ja?»

Etwa fünf Sekunden lang sieht sie nervös aus. Dann setzt sie sich auf den Badewannenrand und faltet die Hände im Schoß.

«Was heute passiert ist, ist normal», sagt sie. Und irgendwie erinnert mich das an den Tag, an dem sie mir das mit der Periode erklärte oder als sie zum ersten Mal das Thema Sex ansprach,

ganz medizinisch und rational und absolut verständlich, als hätte sie die Rede jahrelang geübt.

«Äh, hallo, wie kann das denn normal sein?»

«Na ja, schön, nicht wirklich normal», sagt sie schnell. «Aber normal für uns. Deine Fähigkeiten entwickeln sich allmählich, und deshalb wird sich der Engel in dir auch immer deutlicher zeigen.»

«Der Engel in mir. Klasse. Als hätte ich nicht schon genug Probleme.»

«So schlimm ist das gar nicht», sagt Mama. «Du wirst es bald unter Kontrolle haben.»

«Ich werde bald mein Haar unter Kontrolle haben?»

Sie lacht.

«Ja, irgendwann wirst du gelernt haben, solche Sachen zu verbergen, sie zu überspielen, sodass sie für das menschliche Auge nicht wahrnehmbar sind. Aber fürs Erste ist Haarfärben der einfachste Weg.»

Dauernd trägt sie Hüte, das wird mir auf einmal erst richtig bewusst. Am Strand. Im Park. Beinah jedes Mal, wenn wir uns in die Öffentlichkeit begeben, trägt sie einen Hut. Sie besitzt Dutzende Hüte und Tücher und Schals. Ich war immer der Meinung, das sie darin einfach altmodisch ist.

«Dann passiert es dir also auch?», frage ich.

Sie dreht sich zur Tür, lächelt schwach.

«Komm rein, Jeffrey.»

Jeffrey schleicht sich ins Bad, von meinem Zimmer her, wo er gelauscht hat. Das schlechte Gewissen in seiner Miene hält nicht lange an. Er wechselt übergangslos zu unverhüllter Neugier.

«Kriege ich das auch?», fragt er. «Die Sache mit den Haaren?»

«Ja», antwortet sie. «Das passiert den meisten von uns. Mein erstes Mal war im Jahr 1908, im Juli, glaube ich. Ich habe gerade

ein Buch auf einer Parkbank gelesen. Dann ...» Sie hält eine Faust über den Kopf und öffnet sie wie in einer Explosion.

Gespannt beuge ich mich vor. «Und war dir so, als würde alles langsamer, als könntest du die Dinge hören und sehen wie nie zuvor?»

Sie dreht sich zu mir um und sieht mich an. Ihre Augen haben die Farbe des Himmels gleich nach Sonnenuntergang, ein tiefes Indigoblau, durchsetzt mit winzigen Lichtpünktchen, die aussehen, als seien sie von innen beleuchtet. Ich sehe mich in ihren Augen. Ich sehe besorgt aus.

«War das so bei dir?», fragt sie. «Die Zeit verging langsamer?»

Ich nicke.

«Mhm», macht sie leise und nachdenklich und legt ihre warme Hand auf meine. «Armes Kind. Kein Wunder, dass du so aufgewühlt bist.»

«Was hast du denn gemacht, als es dir passiert ist?», will Jeffrey wissen.

«Ich habe meinen Hut aufgesetzt. Damals verließen anständige junge Damen niemals ohne Hut das Haus. Und als sich das änderte, war es zum Glück schon möglich, sich das Haar zu färben. Fast zwanzig Jahre lang war ich brünett.» Sie rümpft die Nase. «Gestanden hat mir das nicht.»

«Aber was ist das denn nun?», frage ich. «Wieso passiert das?»

Sie schweigt eine Weile, wie um ihre Worte sorgfältig abzuwägen. «Es ist etwas des Himmlischen, das nach außen dringt.» Sie schaut etwas unbehaglich drein; es sieht so aus, als überlege sie, ob sie uns diese Information anvertrauen kann. «Na, das ist nun aber genug Unterricht für heute. Wenn das wieder passiert, in der Öffentlichkeit, meine ich, ist es sicher hilfreich, wenn du dich so normal wie möglich verhältst. Meistens reden sich die Leute dann ein, dass sie im Grunde gar nichts gesehen haben und nur

auf eine Täuschung des Lichts, eine Illusion hereingefallen sind. Aber es wäre sicher nicht falsch, wenn du von jetzt an darauf achtest, deinen Kopf zu bedecken, Jeffrey, nur zur Sicherheit.»

«Okay», sagt er grinsend. Nun wird er seine Baseballkappe von den Giants wahrscheinlich auch im Bett nicht mehr ausziehen.

«Und wir wollen versuchen, möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen», fährt sie fort und sieht meinen Bruder dabei bedeutungsvoll an; das ist natürlich eine Anspielung auf sein Bedürfnis, bei allem der Beste zu sein: als Quarterback beim Football, als Werfer beim Baseball, die große Sportskanone überall. «Und nicht mit unseren Fähigkeiten zu prahlen.»

Er beißt sich auf die Lippen.

«Dürfte kein Problem sein», meint er dann. «Im Januar findet doch sowieso nichts statt, oder? Probekämpfe bei den Ringern waren im November. Und mit dem Baseball geht es erst wieder im Frühling los.»

«Das ist vielleicht auch ganz gut so. Da hast du ein bisschen Zeit, dich einzugewöhnen, ehe du Kurse außerhalb des Stundenplans belegst.»

«Ja, klar. Das ist ganz gut so.» In seinem Gesicht spiegelt sich wieder seine ganze Frustration. Er zieht sich in sein Zimmer zurück, die Tür schlägt er hinter sich zu.

«Na schön, das wäre dann geklärt», sagt Mama und dreht sich lächelnd zu mir um. «Dann wollen wir mal ausspülen.»

Meine Haare sind leuchtend orange geworden. Ich sehe aus wie eine geschälte Karotte. Als ich mich im Spiegel sehe, ziehe ich ernsthaft in Erwägung, mir den Kopf kahl zu scheren.

«Das kriegen wir schon wieder hin», verspricht Mama und gibt sich alle Mühe, nicht zu lachen. «Gleich morgen früh. Ehrenwort.»

«Gute Nacht.» Ich mache ihr die Tür vor der Nase zu. Dann werfe ich mich aufs Bett und weine mich so richtig aus. So viel zu meinem Wunsch, den geheimnisvollen Jungen mit dem prachtvollen braunen Haar zu beeindrucken.

Als ich mich beruhigt habe, liege ich im Bett und horche auf den Wind, der an mein Fenster klopft. Die Wälder draußen scheinen riesig und voller Dunkelheit. Ich spüre die Berge, deren massive Präsenz sich hinter dem Haus abzeichnet. Über die Dinge, die nun geschehen, habe ich keine Kontrolle – ich verändere mich und kann nie wieder dahin zurück, wie es vorher war.

Da kommt die Vision zu mir wie ein vertrauter Freund, nimmt mir schwungvoll mein Schlafzimmer weg und setzt mich mitten in dem raucherfüllten Wald ab. Die Luft ist so heiß, so trocken und schwer, so mühsam zu atmen. Ich sehe den silberfarbenen Avalanche am Straßenrand. Automatisch wende ich mich den Hügeln zu und orientiere mich in die Richtung, in der ich, wie ich weiß, den Jungen finden werde. Ich gehe voran. Da spüre ich die Traurigkeit, einen Schmerz, der mir tief ins Herz schneidet, und er wird mit jedem Schritt, den ich gehe, schlimmer. Meine Augen füllen sich mit nutzlosen Tränen. Ich blinzle sie fort und gehe weiter, entschlossen, zu dem Jungen zu gelangen, und als ich ihn sehe, bleibe ich einen Moment lang stehen und lasse den Anblick auf mich wirken. Wie ahnungslos er dort steht! Ich spüre, wie der Schmerz langsam Sehnsucht weicht.

Ich glaube, ich bin angekommen.